

Fluchtbericht von Frau Marlene Hoffmann, Mühlstrasse 61, 66892 Buchenmühlbach-Miesau, geboren am 18.12.1935 in Buchholz, Kreis Preußisch-Eylau, aufgeschrieben 1984

Wir waren sechs glückliche Kinder wie all die anderen, behütet in der Familie aufgewachsen. Bis dahin noch alles fern gehalten, was Kinder so belasten konnte. Nur der Großvater war sehr krank. Er starb nach langer Krankheit. Der Großvater wurde bei meinen Großeltern zwischen Saal und Geschäft aufgebahrt. Im Saal waren Flüchtlinge aus dem Raum Berlin untergebracht. Wir, sechs Kinder, unsere Mutter, - Vater war leider im Krieg - sowie all die anderen Verwandten waren in dieser Nacht bei der Großmutter geblieben. Wir schliefen bei ihr im Wohnzimmer. Den nächsten Morgen, als wir aufwachten und aus dem Fenster sahen, brannten die Häuser links und rechts von der Strasse. Das Dorf war in hellem Aufruhr, die Russen hatten das Dorf erobert. Sie kamen in die Häuser, um zu plündern. Das Erste, was sie wollten, waren „Uri Uri Uri“, natürlich Uhren aller Arten. Wir Kinder mussten uns ruhig verhalten. Eva, das Mädchen, das bei meiner Großmutter half, musste sich sogar von ihrem Ring trennen.

Gegen Abend wurden dann die Russen wieder ein Stück zurück geschlagen. Die deutschen Soldaten kamen zurück und sagten: „Jetzt könnt ihr euer Bündel packen und das Dorf verlassen.“

Es wurde alles an Wertsachen, Betten, Decken und Essbarem auf einen Pferdewagen gepackt und ungefähr 5 km zu unserer Tante (Mutters Schwester) gefahren. Hier hatten Onkel Emil und Tante Lisbeth einen Bauernhof, der versteckt in den Bergen lag.

Als wir nun zu Onkel Emil kamen, hatten sie schon mit einer großen Verwandtschaft gerechnet, denn es waren bereits alle Räume mit Stroh ausgelegt. Als die Nacht kam, rollten wir uns in die mitgebrachten Decken und legten uns auf das Strohlager zum Schlafen. In einem Nebengebäude hatte Onkel Emil polnische Gefangene untergebracht, die ihm bei der Arbeit helfen sollten. Diese waren durch das Herankommen der Front bereits unruhig.

Am nächsten Tag fuhren dann alle erwachsenen Personen in das Heimatdorf Buchholz zurück, um den Großvater zu begraben. Wir Kinder durften nicht mit. Trotzdem waren wir in Sorge, liefen immer aus dem Haus, um zu sehen, ob sie nicht bald kämen. Aber als sie in Sicht waren, liefen wir ihnen freudig entgegen. Alle waren froh, dass sie heil und gesund auf dem Hof angekommen waren. Dann kam die letzte Nacht. Sie war voller Unruhe, die Kanonen hörte man nun schon wieder in der Nähe. Es klang fürchterlich in dem Tal. Onkel Emil kam von draußen herein und sagte: „Wir müssen aufbrechen, die polnischen Gefangenen sind alle geflohen, ich habe Angst, dass wir nicht mehr aus dem Tal herauskommen.“ So wurde wieder alles auf den Pferdewagen gepackt.

Onkel Emil, Tante Lisbeth und deren Kinder Klaus und Jutta hatten sich schon etwas mehr eingerichtet.. Über einen Leiterwagen hatten sie eine Plane als Verdeck gezogen. Großmutter fuhr einen Pferdewagen ohne Verdeck. Meine Mutter musste für eine Nachbarsfrau von Onkel Emil einspringen, weil ihr Mann im Krieg war und sie nicht so gut mit den Pferden umgehen konnte. Dieser Pferdewagen hatte dort, wo der Kutscher saß, ein Verdeck, aber trotzdem konnten zwei Kinder wie meine Schwester Wally, 4 Jahre und mein Bruder Joachim, 6 Jahre, hinten noch sitzen. Meine Schwester Sigrid, 10 Jahre und mein Bruder Wolfgang, 8 Jahre saßen eingepackt in Betten und Decken bei der Großmutter auf dem unbedeckten Pferdewagen. Da meine jüngste Schwester Doris noch keine 2 Jahre alt war, kamen wir beide, ich, 9 Jahre, zu Onkel Emil auf den planverdeckten Pferdewagen.

Jetzt ging die Fahrt los, mitten im kalten ostpreußischen Winter. Wir Kinder nahmen es im Moment nicht so tragisch, konnten deshalb nicht verstehen, dass die Älteren alle weinten und sagten: „Wer weiß, ob wir die Heimat je wieder sehen werden.“

Die Fahrt ging jetzt los, immer geradeaus, ohne Pause. Nachts wurden Gehöfte aufgesucht, die die Besitzer bereits verlassen hatten und die deshalb leer standen. Morgens ging es wieder weiter, immer weiter von der Heimat entfernt. Unterwegs stießen wir dann auf mehrere Pferdewagen.

Nach tagelangem Fahren kamen wir an einen großen Wald, weit und breit keine Übernachtungsmöglichkeit in Sicht. Es blieb uns nichts anderes übrig, als ein Lager im verschneiten Wald aufzuschlagen. Ein Feuer wurde gemacht, um sich daran zu wärmen.

Wie wir nun meine kleine Schwester Doris vom Pferdewagen holen, oh Schreck, ein Schuh war verloren gegangen. Der Schuh muss durch die Leiterwagenstäbe gefallen sein. Es wurde mir sehr übel genommen, dass ich nicht besser auf meine kleine Schwester aufgepasst hatte. So sagte nun meine Mutter zu mir: „Du gehst zu Großmutter auf den unbedeckten Pferdewagen und Sigrid geht zu der kleinen Doris bei Onkel Emil auf den überdeckten Pferdewagen.“ So geschah es dann auch.

Als es am nächsten Tag langsam hell wurde, kamen Soldaten vorbei, sahen die vielen Pferdewagen und sagten: „Menschenskinder, macht dass ihr weiterkommt oder wollt ihr den Russen in die Hände fallen?“

Schnell wurde alles zusammengepackt und weitergefahren. Wir kamen an einen großen Berg. Mutti fuhr als Erste von unseren Wagen, sie rief: „Die Pferde schaffen es nicht.“ Onkel Emil kam dann mit seinem Pferdegespann, half zuerst Muttis Wagen, denn vierspännig ging es den Berg besser hinauf. Als nächste kam dann die Großmutter mit uns beiden auf dem Wagen an die Reihe. Wir waren kaum oben, Onkel Emil war schon zurückgegangen, als wir die Flieger kommen sahen, die über dem Wald Bomben abwarfen. Der Wald fing an zu brennen. Mutti wollte noch schnell mit ihrem Pferdegespann Onkel Emil zu Hilfe eilen, doch die Soldaten sperrten alles ab und ließen niemanden mehr durch.

Die Soldaten sagten nur: „Fahrt weiter.“ Mutti fing an zu weinen. Ein Soldat sagte dann: „Frauchen, weine nicht, die müssen einen anderen Weg fahren, wo sie schneller aus dem brennenden Wald kommen.“ Dann sagte er noch: „Es gibt Sammelstellen, wo ihr euch wieder treffen könnt.“

Nun ging es wieder weiter. Mittlerweile war der Treck schon so groß geworden, weil von allen Seiten die Pferdewagen zu uns stießen. Jetzt fuhren alle hinter einander, einmal schneller, dann wieder mal langsamer. Der Landweg war bereits abgeschnitten, sodass nur der Weg über das gefrorene Haff noch möglich war. Es wurde Abend, Rastplätze wurden eingerichtet. Hier kam es uns erst richtig zum Bewusstsein, was passiert war, alle weinten, Mutti, Großmutter, selbst wir Kinder konnten keine Ruhe finden. Mutti sagte nur: „Was soll ich eurem Vater sagen, wenn er nach Hause kommt?“

Mein Bruder Wolfgang lief im ganzen Rastplatz herum, er kam auf einmal angelaufen und schrie: „Mutti, Mutti, Onkel Emil kommt dort hinten.“ Wir wollten es ihm nicht glauben, aber wirklich, unser Onkel war es. Er kam alleine, zu Fuß. Alle bedrängten ihn mit Fragen. Er war froh, dass er uns gefunden hatte, denn sie hatten ja keine Windeln für unsere kleine Schwester Doris, die Windeln waren bei Großmutter auf dem Wagen.

So erzählte er uns dann, dass alle, die noch in dem brennenden Wald gewesen waren, im Galopp raus geflüchtet sind und nun das gefrorene Haff bereits erreicht hatten. Onkel Emil musste jetzt wieder zurück zu seiner Familie und zu unseren beiden Schwestern. Der Abschied fiel uns allen besonders schwer. Aber Onkel Emil sagte, dass die Soldaten auch ihm gesagt hätten, auf dem Haff seien Sammelstellen eingerichtet, wo man eine Nachricht hinterlassen konnte. Wir hatten ja noch nicht das Haff erreicht.

Am nächsten Morgen ging es dann wieder weiter. Den Treck begleiteten jetzt Soldaten, die immer zum Weiterfahren antrieben. Es ging aber zu langsam voran, sodass wir erst am späten Nachmittag das Haff erreichten. Ein gespenstiger Anblick, nur Eis weit und breit.

Die Soldaten kamen, alles, was zu schwer war und nicht lebenswichtig war, musste vom Wagen runter geworfen werden. Es türmten sich am Strand Berge von Möbeln, Koffer und allerlei Sorten von Maschinen. Erlaubt waren nur Betten, Decken, Esswaren und Futter für die Pferde. Wer nun fertig war mit Abladen musste gleich auf das Eis, denn es hieß: „Vorwärts, wenn ihr das Land noch lebend erreichen wollt.“

Sogar nachts ging es nun weiter. Wir Kinder schliefen in dieser Nacht auf dem fahrenden Wagen. Morgens als wir aufwachten, war noch kein Land zu sehen, rings herum nur Eis. In der Ferne hörte man den Kanonendonner. Es war ein langer Treck. Wenn man nach vorne oder nach hinten sah, nichts als Pferdewagen, einer nach dem anderen. Die Erwachsenen liefen meistens neben dem Wagen her, wir Kinder durften den Wagen nicht verlassen.

Auf einmal waren Flieger in Sicht, sie flogen über dem Treck hin und her, die Bomben schlugen von allen Seiten in das Eis ein. So mancher Pferdewagen ging mit dem ganzen beladenen Gepäck unter. Manche Kinder konnten nicht einmal so schnell geborgen werden. Es war unheimlich laut auf dem Eis, Frauen schrieten, die Pferde kämpften um ihr Leben. Es war ein grauenvoller Anblick, man wollte einfach nicht mehr hin sehen.

Unsere Mutter hatte uns, bevor es von zuhause losging, allen 6 Kindern einen kleinen roten Brustbeutel aus Filz genäht. Sie sagte zu uns: „Nehmt den Beutel nicht ab, darin ist euer Name sowie eure Adresse.“

In dem Beutel hatten wir auch noch unsere kleinen Geheimnisse. Ich hatte mir ein paar Stammbuchbilder in dem kleinen Beutel mitgenommen, die ich, wenn die Flugzeuge kamen, herausnahm und sie betrachtete. Ich wollte einfach nicht sehen, was vor oder hinter mir geschah. Die Bilder breitete ich dann mit Tränen in den Augen aus.

Die Flieger flogen wieder ab. Es wurde Nacht, die Fahrt ging auch hier immer weiter. Mit Kutscherlampen liefen Leute voraus, um zu leuchten, denn man lief Gefahr, in die Einschlaglöcher von den Bomben hinein zu fahren. Wo die Gefahr am größten war, hatten die Soldaten Gitterroste über die Einschlaglöcher gelegt.

Langsam ging es nun vorwärts. Am nächsten Tag schon wieder Bombenangriff, diesmal wurden wir auch noch vom Land aus beschossen. Von oben Bomben, von allen Seiten Bomben, uns Kindern trieb es automatisch von all dem Schwefelgeruch die Tränen in die Augen. Wenn die Flugzeuge nun kamen, ließ man aus Sicherheitsgründen einen größeren Abstand zwischen den Pferdewagen, damit, wenn dann eine Bombe einschlug, nicht gleich der nächste Pferdewagen mit in das Eiswasser herunter gezogen wurde.

Auf einmal ein Knall! Der Pferdewagen meiner Mutter ging ab, quer über das Eis, eine Bombe hatte bei ihr hinter dem Wagen eingeschlagen. Die Pferde müssen das irgendwie geahnt haben und sind in vollem Galopp davon. Meine Mutter konnte sie nicht mehr halten.

Zum Glück! Sonst wäre sie mit in den Einschlag hinein gezogen worden. Wir sahen es und konnten ihr nicht helfen. Wir waren doch eingekeilt in Decken und Betten, konnten deshalb nicht aufstehen. Das Essen war gefroren, zu trinken gab es schon lange nichts mehr. Wir dachten nur immer daran, dass wir jetzt unsere Mutti auch noch verloren hatten. Mein Bruder und ich weinten uns in den Schlaf.

Auf einmal war da eine Sammelstelle, wir sahen von weitem Muttis Pferdewagen. Am liebsten wären wir aus dem Wagen gesprungen und zu ihr hingelaufen, aber Oma meinte: „Dankt Gott und bleibt sitzen, freut euch, dass wir eure Mutti wieder gefunden haben.“

Mutti war nun schon länger an der Sammelstelle, wo sie gehofft hatte, Onkel Emil zu treffen oder von hier eine Nachricht zu erhalten. Aber es lag keine Nachricht vor. Nun wussten wir wieder nicht, was mit Onkel Emils Familie und unseren 2 Geschwistern geschehen war.

Die Hälfte vom Haff hatten wir nun hinter uns. Es wurde wieder Nacht. Der Treck bewegte sich nur langsam voran. Am dritten späten Nachmittag ging ein Raunen durch den Treck - Land in Sicht. Am Abend erreichten wir dann das Land. Wir hatten es überstanden. Zuerst wurde uns vom Roten Kreuz etwas Warmes zum Trinken gereicht. Vor lauter Kälte konnten wir die Becher mit unseren fast erfrorenen Händen nicht halten. So reichten uns die Frauen und Männer das warme Getränk.

Als Mutti nun Wally zuerst vom Wagen holen wollte, konnte Wally nicht auf ihren Füßen stehen. Jetzt war uns allen klar, warum wir nicht die Becher halten konnten, denn die Hände waren von der Kälte angefroren.

In der Nähe war ein Lazarett. Dort führten uns die Frauen vom Roten Kreuz hin, wo uns die verwundeten Soldaten vom Pferdewagen hoben und uns alle in das Lazarett brachten. Wir wurden untersucht. Der Doktor sagte: „Liebe Frau, mit den Kindern kommen Sie nicht weit, die müssen wir erst heilen.“ Wir bekamen an Händen und Füßen eine schwarze Salbe aufgetragen, dann wurde alles zugebunden.

Wir konnten jetzt gar nichts machen, die verwundeten Soldaten haben uns versorgt, gefüttert und uns munter gehalten. So nahmen wir Kinder es auch nicht so schwer. Nur Mutti hatte man angesehen, dass sie weiter wollte, denn sie hoffte ja immer noch, dass wir auf Onkel Emil und die 2 verlorenen Kinder stoßen würden.

Zwei Wochen sind vergangen. Es war noch nicht alles verheilt, aber mit Hilfe von Mutter und Großmutter, die uns unterwegs die Verbände wechselten, ließen die Schmerzen nach. Nach und nach heilte alles wieder. So ging die Fahrt jetzt wieder weiter. Wir kamen nach Danzig. Hier waren überall Sammelstellen für eine Wieder-Zusammenführung eingerichtet worden. Jede Stelle, es waren 4 oder 5, sind wir angefahren, nur um eine Nachricht von Onkel Emil oder unseren Geschwistern zu erfahren. Nirgendwo hatten sie sich gemeldet.

Wir mussten aus Danzig heraus und kamen in ein kleines Dorf, das eine Stunde mit dem Zug von Danzig entfernt lag. Hier fanden wir Unterkunft bei einer deutschen Frau, die einen Polen geheiratet hatte, der aber im Krieg war. Sie nahm uns höflich auf.

Die Nachbarsfrau von Onkel Emil, deren Pferdewagen meine Mutti fuhr, wollte weiter und blieb nicht bei uns.

Nun hatten wir nur noch ein Fuhrwerk mit 2 Pferden, wovon eines noch erkrankte. Es hatte am Hals eine offene Wunde und wurde dann von den Soldaten erschossen. Es wäre bei der Kälte sowieso mit viel Schmerzen gestorben, wenn der Frost in die Wunde gekommen wäre. Das Pferd bekam einen Gnadenschuss. Jetzt hatten wir nur noch unsere schwarze Lotte, so hieß das letzte Pferd.

Bei der Frau hatten wir es nicht schlecht getroffen, es gab zu essen, wir hatten ein warmes Plätzchen zum Ausruhen. Nur für unsere Lotte gab es keinen Stall. Sie musste in einem eingezäunten Garten bleiben.

Von hier aus fuhren wir mit der Eisenbahn bald täglich nach Danzig, um an den Sammelstellen zu fragen, ob nicht doch eine Nachricht vorlag. Es war aber immer vergebens. Ohne Nachricht kamen wir wieder zurück.

Neben dem Garten, wo unsere Lotte war, war – wie früher so üblich – draußen eine Toilette. Es war an einem Nachmittag, unsere Mutter ging auf die Toilette, kam bis zur Tür zurück, drehte sich um und sah, wie unser Pferd, die Lotte, bis an das Zaun-Ende zu der Toilette kommt. In diesem Augenblick flog eine Granate in das Toilettenhäuschen und unsere Lotte war auf der Stelle tot. Wie sehr haben wir Kinder um dieses gutmütige Pferd geweint.

Wie sollte es nun aber weitergehen? Der Russe kam näher und näher. Mutti sagte: „Nur noch einmal nach Danzig, dann ziehen wir weiter.“ So fuhren Mutti und ich nach Danzig. Wir kamen dieses Mal nicht weit nach Danzig hinein, es war ein großer Luftangriff im Gange. Wir beide waren gezwungen, einen Luftschutzkeller aufzusuchen. Hier saßen wir nun Stunde um Stunde, der Angriff wollte kein Ende nehmen. Der Hunger machte sich bemerkbar, ich habe vor Hunger geweint. Eine dicke Frau packte ihr Essen aus und fing an zu essen. Obwohl ein hungerndes Mädchen da saß, keiner gab ihr etwas zu essen ab. Meine Mutter hat mich immer getröstet, aber es dauerte so lange.

Auf einmal ließ es etwas nach, wir verließen den Luftschutzkeller. Nun fuhren wir wieder mit den Soldaten im Auto unverrichteter Dinge zurück. Alles war kaputt, die Häuser brannten, viele riefen Namen, es war ein schrecklicher Anblick. Kurz vor dem Dorf luden uns die Soldaten aus. Das letzte Stück liefen wir zu Fuß weiter. Ringsherum lagen Soldaten am Boden. Einer rief: „Frauchen gehen Sie mit dem Kind aus der Schusslinie, sehen Sie nicht, dass dort hinten die Russen kommen?“

Wir beide liefen vorwärts, nur einen Gedanken an Großmutter und die anderen 3 Geschwister. Als wir ankamen, war die Wohnung leer. Meine Mutter setzte sich hin und sagte: „Was nun?“ Aber, wie immer, unser Wolfgang kam angelaufen. „Mutti, Mutti,“ rief er, „wir sind da hinten in einem Luftschutzkeller.“ Keiner war so froh wie Mutti und ich, dass noch alle am Leben waren. Mit Freude sind wir nun zu dem Luftschutzkeller hingelaufen.

Es dauerte auch nicht lange und die Russen kamen. In dem Luftschutzkeller waren nur Polen, nur die Frau die uns aufgenommen hatte und unsere Familie waren Deutsche. Wir konnten kein Wort polnisch sprechen noch verstehen. So waren wir auf die Hilfe der Frau angewiesen. Jetzt kamen die Russen und riefen „Germanski, Germanski.“ Alle Deutschen mussten ausgeliefert werden und wurden erschossen.

Für uns hatte die Frau bei den Polen gebittet und gebettelt, uns in Gottes Namen nicht an die Russen zu verraten. Denn wir wären doch noch so kleine Kinder. So wurden wir dann versteckt, durften kein Wort sagen.

Am nächsten Tag kam von den Russen eine andere Order. Wo doch Deutsche versteckt sind, wird alles im Luftschutzkeller erschossen.

Am nächsten Morgen, es war alles so still, kamen wir aus unseren Verstecken und sahen mit Entsetzen: der ganze Keller war leer. Kein einziger Mensch war mehr darin. Was sollten wir jetzt machen? Mama sagte: „Wir gehen erst mal durch die Räume und sehen nach, was los ist.“ In dem einen Raum war ein Tisch, Stühle und 2 Betten. Als wir uns hier umdrehten, sahen wir mit Entsetzen einen Russen kommen. So schnell, wie man nur denken kann, war ich mit einem Satz unter dem Tisch, hier habe ich gezittert und gebebt, ich war nicht in der Lage, vorzukommen, als der Russe das Gewehr auf unsere Mutter anlegte. Ich hörte nur einen Knall. Ich dachte, es ist alles aus, jetzt holt er mich.

Als nun nichts geschah und ich den Versuch machte, vorzuschauen, lebte unsere Mutter noch. Was war geschehen?

Mein Bruder Wolfgang stand hinter dem Russen. Der Russe klopfte ihm auf die Schulter. Vielleicht war er froh, dass es nur ein kleiner Junge war.

Als der Russe nämlich das Gewehr auf unsere Mutter angesetzt hatte, ist mein Bruder von hinten gekommen und hat ihm auf den Gewehrkolben geschlagen, sodass der Schuss in die Decke ging. Wie sich herausstellte, war es ein russischer Offizier.

Nun kamen auch die Großmutter mit den anderen 2 Geschwistern angelaufen. Der Russe fing an, ein bisschen deutsch zu reden, wo wir Kinder ihm dann geantwortet haben. Er wusste nun, dass wir Deutsche waren.

Ich weiß nicht, was der russische Offizier gedacht hat, hat er den Mut von meinem Bruder bewundert oder hat er Mitleid mit uns Kindern gehabt?

Der Russe gab uns zu verstehen, in dem Raum, in dem die Möbel standen und der Schuss gefallen war, zu bleiben. Er befahl dann noch, kein Wort zu sprechen, falls uns doch einer ansprechen sollte, immer „da, da“ zu sagen. Das heißt auf polnisch ja.

Der Offizier zog mit seiner Truppe in einen der Kellerräume. Von den Soldaten durfte keiner in unseren Raum, in dem wir uns aufhielten. Nur Mama wurde ab und zu geholt, um mit zu helfen, die toten Soldaten zu begraben.

Die Zeit lief nun dahin, es wurde Frühjahr. Der Offizier verließ mit seiner Truppe den Luftschutzkeller. Wir waren nun wieder auf uns alleine gestellt. Kein Mensch sah nach uns, weil jetzt jeder mit sich selbst zu tun hatte

Wir packten alles, was wir tragen konnten, ein und zogen nach der Heimat zurück.

Ich sehe noch heute meine kleine Schwester Wally, die ja erst 4 Jahre alt war, mit ihrem kleinen Rucksack voller Zucker lostruppeln.

Zu Fuß zogen wir jetzt los, von Ort zu Ort und Stadt zu Stadt – unterwegs immer die Angst vor den ankommenden Russen. So manches Mal sind wir hinter einen Busch oder in den Straßengraben gesprungen, um den Russenautos zu entkommen.

Unterwegs schlossen sich nun auch schon mehrere Familien zusammen, die alle wieder in die Heimat zurück wollten. Sogar eine alte Oma mit ihrem toten Enkelkind war dabei, sie trug das Kind immer vorne an die Brust gepresst. Mit Gewalt haben die Leute ihr das Kind abnehmen müssen, um es zu begraben. Sie sagte nur immer: „Ich muss doch das Kind für meine Tochter nach Hause bringen.“ Sie blieb am Grab des Kindes zurück.

Es wurde nun in Scheunen oder leer stehenden Häusern übernachtet, die voller Läuse waren. Das war für uns Kinder auch noch so eine schlimme Zeit. Morgens, bevor man weiter zog, wurde erst auf Läusejagd gegangen, sonst hätte man es über Tag nicht ausgehalten.

Wo man jetzt hinkam, standen Gehöfte und Häuser leer, die Tiere waren alle erschossen worden. In einem Dorf fanden wir einen Handwagen, auf den wir jetzt unser Gepäck aufladen konnten. Vor allem Mutter und Großmutter brauchten nicht mehr so viel zu tragen.

Die Zeit verging. Mittlerweile war schon der schöne Wonnemonat Mai gekommen, wir waren immer noch auf der Landstrasse. Wir saßen wieder einmal im Strassengraben, kurz vor Marienburg. Auf einmal - Kirchenglocken. Es klang wie Freude und Frieden. Unsere Mutter sagte: „Ich glaube, der Krieg ist zu Ende.“

Die Freude war groß. Wir trauten uns das erste Mal in eine Stadt hinein, um die wir sonst immer herum gegangen waren. Hier hörten wir dann, dass Waffenstillstand war.

In der Stadt war eine Bäckerei, die von den Russen besetzt war. Mein Bruder Wolfgang traute sich etwas näher heran. Ein Russe stand draußen und schenkte ihm ein Stück Brot. Das war natürlich kein deutsches Brot, sondern so richtiges Klitschbrot, Daumen breit und ganz fest. Trotzdem haben wir uns über das Brot gefreut und es mit Wonne gegessen.

Wir gingen jetzt frohen Mutes weiter, bis wir dann irgendwann im Sommer das Heimatdorf Buchholz erreichten. Ein Teil der Bewohner war schon vor uns heimgekehrt, die natürlich jeden, der ankam, mit Freude begrüßten. Nur von Onkel Emils Familie und unseren beiden Schwestern wusste keiner etwas.

Nun waren wir wieder zuhause. Alles war verwüstet, keine Tiere waren mehr am Leben, alles war ausgeplündert. Nur eine Katze von Großmutter hatte Mutti erkannt und kam mit Freude aus ihrem Versteck in der Scheune angelaufen.

Wir Kinder machten uns trotzdem auf die Suche nach etwas Essbarem. Wir durchstreiften alle ganzen und kaputten Häuser, fanden hier mal ein paar Roggen- oder Weizenkörner, dort mal ein Päckchen Puddingpulver, in einer Scheune unter einem Holzstapel sogar ein Nest mit Eiern, in einem ausgebombten Haus einen Topf mit einer eingelegten Rinderzunge. Die Freude war groß, endlich wieder einmal ein Stückchen Fleisch. Wir haben auf dem Stückchen Fleisch so lange rumgekaut, bis es keinen Geschmack mehr hatte.

Nun gab es in Ostpreußen viele kleine Teiche, manche waren sogar in den Bergen versteckt, aber wir fanden sie alle. Wir hatten ja Zeit und keine Schule. Hier sind wir dann überall mit einem Drahtkorb Fische fangen gegangen. Nur mussten wir aufpassen, dass die Polen, die nun von den Russen nach Ostpreußen versetzt wurden, uns die Fische nicht abnahmen. Wir schafften es aber doch immer, die Polen zu überlisten. Die Polen trauten sich nicht in das Wasser hinein. Wir waren ja zu viert, einer blieb im Wasser, die anderen drei verteilten sich um den Teich. Der dann am günstigsten stand, bekam die Fische zugeschmissen und haute ab. So konnten wir unseren Tisch etwas bereichern. Der Fisch wurde mal gekocht, mal gebraten, sogar Fischklopse wurden gemacht. Das Essen war dadurch nicht so eintönig.

Aber die Teiche waren jetzt alle leer, was nun? Nun kamen die Flüsse dran. Die waren für die Fische zu flach zum schwimmen, aber wir hatten gehört, dass es Krebse dot geben sollte. So zogen mein Bruder und ich mit Eimer und Sack auf Krebsjagd. Am Ufer stellten wir den Eimer hin, in den wir die Krebse aus dem Sack hinein leerten. Dann ging es weiter zum nächsten Stein, denn die Krebse halten sich meistens unter Steinen auf. Diesmal sagte mein Bruder: „Oh, wir haben einen großen Fang gemacht. Komm schnell aus dem Wasser und hilf mir den Sack auszuleeren.“ Auf einmal, als er den Sack ausleerte, sprang eine Wasserratte aus dem Eimer. Wir schnappten den Eimer und rannten vor lauter Angst nach Hause. Mutti verbot uns nun, Krebse fangen zu gehen, weil Wasserrattenbisse gefährlich für uns Kinder waren.

Jetzt hatten wir ein bisschen mehr Zeit, um weiter aus dem Dorf herauszukommen. So gingen wir auch einmal in das Tal, wo Onkel Emil gewohnt hatte. Hier waren noch keine Menschen hingekommen. Wir gingen durch das Haus, durch die Scheune und alle Stallungen. Im Kuhstall hingen die Kühe noch an den Ketten und waren gestorben. Auch sonst war kein Tier mehr auf dem Hof zu sehen. Aber als wir hinter die Scheune kamen, grasten hier friedlich 2 Pferde. Das eine Pferd hatte am Fuß eine Verletzung.

Wir nahmen die Pferde mit in das Dorf. Zuerst brachten wir sie in einem Schuppen unter. Heu und Stroh gab es noch überall. Meine Mutter behandelte die Wunde mit Wasser und Kernseife, dafür war ihr das Pferd so dankbar. Wenn Mutti nun mit der Schüssel kam, legte sich das Pferd gleich immer hin, so wohl muss ihm das getan haben. Nur vor den Polen mussten wir die Pferde verstecken, sonst hätten die sie gleich abgeholt.

Es ging jetzt auf den Herbst zu. Der Wald war nun unser nächster Retter. Noch kein Jahr war es uns aufgefallen, dass so viele Pilze gewachsen waren wie in diesem Jahr. So ging es nun jeden Tag in den Wald, um Pilze zu suchen. Morgens ging es los, denn der Wald war vom Dorf doch ein ganzes Stück entfernt, und abends kamen wir wieder zurück. Die Pilze wurden mal gebraten, mal gekocht, sogar Wurst wurde probiert zu machen. Die Wurst wurde dann in den Rauch gehängt, um sie etwas haltbarer zu machen, denn es ging ja nun langsam in den Winter rein.

Für die Pferde hatten wir nun einen Wagen mit 2 Rädern gefunden, auf dem früher die Milch weggebracht wurde. Mit dem Wagen fuhren wir in das ungefähr 8 Kilometer entfernte Stablack. Hier war früher mal ein Truppensammelplatz von den deutschen Soldaten gewesen. Als wir dort hinkamen, sah man, dass von den Russen alles zerstört und ausgeplündert worden war. Trotzdem haben wir noch einmal alles untersucht, um etwas Essbares zu finden. Unter Steinen und Geröll fanden wir dann nach langem Suchen ein paar gefüllte Säcke. Als wir die Säcke öffneten, waren sie voll mit getrockneten Zuckerrübenschnitzeln, süß, hart aber essbar. Wir luden alle Säcke, die wir fanden, auf den kleinen Wagen und fuhren auf schnellstem Wege nach Hause.

Wir freuten uns so, dass wir jetzt etwas für den Winter gefunden hatten. Mutti sagte dann unterwegs: „Seht ihr, Kinder, wenn die Not am größten, Gottes Hilfe am nächsten.“ Die Großmutter legte ein paar Zuckerrübenschnitzel ins Wasser, siehe da, es gab eine ganz braune süße Brühe. Diese braune Brühe wurde gekocht und es entstand Zuckerrübensirup. Jetzt hatten wir etwas, womit man Speisen und Getränke süßen konnte.

Es wurde jetzt schon immer kälter, sodass der Schuppen für die Pferde nicht mehr warm genug war. Wir stellten die Pferde nun bei einem Sattlermeister im Dorf unter, der einen richtigen Stall hatte. Die Leute, die in das Dorf zurückgekehrt waren, hatten gehört, dass drei Dörfer weiter noch eine Mühle in Betrieb war. Alle, die noch ein paar Körner gefunden hatten, brachten diese zu dem Sattlermeister, um den Versuch zu machen, mit den Pferden zur Mühle zu fahren. Es klappte. Die zur Mühle mitgefahren waren, kamen mit Mehl zurück. Zuhause wurde dann die erste Mehlspeise mit Wasser gekocht und mit dem Sirup gesüßt, so entstand ein wahres Festessen. Tage später bekamen die Polen heraus, dass 2 Pferde im Dorf waren und holten die Pferde uns weg.

Wir Kinder konnten im Moment nichts mehr tun. Der Winter zog ein und Mutti wurde sehr, sehr krank. Von Tag zu Tag ging es ihr immer schlechter. Wir wussten nicht, was sie hatte, denn es gab ja keinen Arzt weit und breit. Sie lag fest an das Bett gefesselt. Sie hatte nur einen Wunsch, einmal eine richtige Milchspeise zu essen. Aber wo die Milch herholen? Es gab ja keine Kühe mehr im Dorf.

Die Kühe, die es früher in den Dörfern und Gehöften gegeben hatte, hatte man, wie man hörte, ungefähr 20 km entfernt auf einem Rittergut zusammengetrieben. Dieses wurde von den Russen verwaltet.

Mein Bruder und ich konnten das Elend unserer Mutter nicht mehr mit ansehen. Wir beide unterhielten uns mit zwei anderen Kindern darüber. Das Mädchen war in Wolfgangs Alter und der Bub in meinem Alter. Diese Familie kam von Berlin. Wir verabredeten uns, den nächsten Morgen ganz zeitig loszuziehen. Zuhause hatte keiner von dem Unternehmen etwas gesagt. So wussten die Mütter und Großmutter nichts von diesem Ausflug.

Es war ein tief verschneiter Morgen. Wir zogen, ausgerüstet mit 2 Milchkannen, los. Wir hatten gehört, wenn wir hinter dem Dorf die Bahnschienen entlang gingen, kämen wir dann ungefähr dort hin. Unterwegs besorgten wir uns noch Stöcke, um nach den Schienen zu tasten, denn es fuhr ja kein Zug und alles war mit einer dicken Schneedecke bedeckt.

Es ging los, die Buben vorn, die Mädchen hinterher. Der Schnee ging uns bis an die Knie, darum ging es nur langsam, Stückchen für Stückchen weiter. Unterwegs haben wir uns Zeichen gemacht, um den Heimweg nachher schneller zu finden.

Stunde um Stunde verging. Es wurde schon Nachmittag, als wir seitlich von den Schienen das Rittergut sahen. Wie waren wir froh! Jetzt nur noch ein paar Zäune durchqueren und einen Berg erklimmen, dann waren wir da.

Als wir dort ankamen, fing es an zu schneien. Was für ein Pech. Es wurde ja nun auch schon dunkel. Die Angst war groß. Ob wir den Heimweg jemals wieder finden würden? Wir gingen zu dem Gut, um uns etwas Milch zu erbetteln. Es klappte und wir bekamen die 2 mitgebrachten Kannen voll Milch. Trotz der Freude hatten wir Angst, im Dunkeln den Heimweg wieder anzutreten. Es sprachen uns 2 Kinder an, die in einem kleinen Haus, das zum Gut gehörte, mit ihrer Mutter und Großmutter lebten. Das Mädchen holte ihre Mutter. Als die Frau kam, sagte sie: „Ihr könnt jetzt nicht in der Dunkelheit zurück. Wir haben auch nicht viel Platz, aber zwei von euch können bei uns auf der Ofenbank schlafen.“

Da sagte mein Bruder: „Ihr Mädels geht mit und wir zwei Buben setzen uns auf einen Baum zum Schlafen.“ „Nein“ sagte ich, „lass die anderen Zwei mitgehen, ich bleibe bei dir.“ So ging es hin und her. „Schluss“ sagte die Frau, „wenn ihr zufrieden seid, im Sitzen zu schlafen, dann setzt euch alle Vier auf die Ofenbank.“ So froh war keiner wie ich. Ich hätte meinen Bruder nicht alleine gelassen.

So gingen wir mit. Die Leute hatten ja auch nur eine Stube. Wir setzten uns nun auf die Ofenbank, Kopf an Kopf gelehnt. Draußen ging der Wind um das kleine Haus, es schneite und wehte, aber wir schliefen vor Müdigkeit gleich ein.

Morgens in aller Frühe zogen wir nun mit unseren vollen Milchkannen freudestrahlend heimwärts. Wir hatten auf dem Rückweg noch mehr zu kämpfen als auf dem Hinweg. Es schneite und schneite, all die Spuren waren verweht. Der Wind blies uns ins Gesicht, aber wir gingen vorwärts. Wieder mussten wir uns nach den Schienen orientieren, denn alle Zeichen, die wir gemacht hatten, waren verschwunden.

Es wurde wieder Nachmittag, bis wir kurz vor dem Dorf waren. Da sahen wir von Weitem eine Menschenmenge. Die Mutter der beiden anderen Kinder hatte alle Leute im Dorf zusammengeholt, um uns zu suchen. Als sie im Dorf keinen Erfolg hatten, vermuteten sie, dass wir nur außerhalb des Dorfes sein könnten.

Die Mutter der beiden Anderen war sehr böse, weil wir nichts gesagt hatten. Die Frau sagte noch: „Wartet nur, wenn ihr nach Hause kommt, eure Großmutter hat den Stock schon bereit gestellt.“ Wir standen jetzt da mit unserer Kanne Milch und hatten Angst vor Großmutter Schlägen. Da sagte Wolfgang. „Ware mal, Marlene, ich gehe vor, dann haut mich die Großmutter zuerst und du kriegst nicht mehr so viele Schläge ab.“ Er ging los zum Haus und ich blieb durchgefroren mit der Kanne Milch zurück. Auf einmal kam Wolfgang zurückgelaufen und rief: „Marlene, Marlene, komm schnell, Großmutter ist nicht böse, sie weint nur vor Freude, dass wir wieder da sind.“ Jetzt aber ganz schnell heim.

Großmutter hat uns zu verstehen gegeben, es nicht wieder zu tun, weil die Gefahr, auf eine nicht explodierte Mine zu treten, zu groß war. Mutti hatte sie nichts davon gesagt. Sie hatte immer eine Ausrede, wir waren spielen oder Schlitten fahren.

Großmutter holte nun gleich einen Topf. Wir kochten von dem gefundenen Puddingpulver und noch etwas Mehl eine Milchspeise. Gemeinsam haben wir das Essen zu unserer Mutter gebracht. Ihr Wunsch war durch unsere Hilfe in Erfüllung gegangen. Von da an ging es mit unserer Mutter wieder besser und sie wurde gesund.

Es wurden jetzt immer mehr Polen von den Russen nach Ostpreußen versetzt. Manche bildeten mit den Russen richtige Horden, die dann nachts durch die Dörfer zogen, um die Deutschen auszuplündern. Auch so manche Frau wurde mitgenommen. Wir vier Kinder waren da schon so ein eingespieltes Team. Wenn die Horden an der Tür waren, sind wir ganz schnell aufgesprungen und haben unsere Mutter festgehalten. Wolfgang saß dann auf dem Schoß unserer Mutter, Wally und Joachim saßen an den Seiten und ich hielt sie von hinten ganz fest. So konnten sie machen, was sie wollten, wir hielten sie fest und ließen sie einfach nicht los.

Es war wieder einmal nachts, wir hörten schon von weitem welche kommen, diesmal waren es betrunkene Soldaten. Sie kamen in das Zimmer herein. Wir Kinder hatten unsere Stellung bezogen. Aber diese waren brutaler, denn sie wollten unsere Mutter mit Gewalt holen. Wir haben geschrien. Großmutter saß auf dem anderen Bett und hat gezittert. Und wieder zogen sie an der Mutter herum, da hob Wolfgang die Hand hoch und schlug dem Russen in das Gesicht. Dieser hob sein Gewehr hoch, wollte mit dem Gewehrkolben auf meinen Bruder einschlagen, als die Großmutter schrie: „Ach Gottchen, jetzt schlägt er ja den Jung tot.“ Der Russe schwenkte um und schlug unserer Großmutter den Gewehrkolben in die linke Gesichtshälfte. Sie flog zurück und war ganz still. Wir Kinder und Mutter weinten, konnten aber nicht zu ihr hineilen, weil wir doch die Mutti festhalten mussten, sonst hätten sie die doch mitgenommen.

Ganz plötzlich zogen die Russen unverrichteter Dinge wieder ab. Wir konnten nun schnell zu unserer Oma herüberlaufen, sie lag noch ohne Bewusstsein. Wir haben sie gerüttelt und geschüttelt. Als Oma nun langsam zu sich kam, war ihre linke Gesichtshälfte bereits ganz blau und angeschwollen. Trotzdem war sie froh, dass Wolfgang noch lebte. Von diesem Zeitpunkt an wurde unsere Großmutter auch nicht mehr richtig gesund. Wie wir dann am Morgen erfuhren, hatten alle anderen Einwohner auch Schläge einstecken müssen.

Es wurde nun schon wieder Frühling. Nach und nach ließ das Plündern etwas nach. Es kam daher, weil in den Städten und Dörfern Kommandanturen eingerichtet wurden. Aber es gab doch noch immer welche, die das Plündern nicht lassen konnten. An einem Tag kamen wieder Plünderer in das Haus. Diesmal war auch eine Frau dabei. Mein ganzer Stolz war eine Puppe. Ich hatte sie schon immer versteckt, in meinem Bett unter der Matratze gehalten und sie nur zum Spielen herausgeholt, wenn keiner in der Nähe war.

Aber diese Polen durchwühlten das ganze Bett und fanden sie. Ich schrie: „Gebt mir meine Puppe her.“ Sie stießen mich weg. Ich lief los, durch das ganze Dorf, hin zu der Kommandantur. Vor lauter Weinen konnte ich kaum sprechen und Luft holen. Ich brachte nur heraus: „Meine Puppe, meine Puppe!“ Ich weiß nicht, ob der Russe, der hier auf der Kommandantur saß, mich verstand. Er schnappte mich, setzte mich vorne auf das Fahrrad und wir fuhren die Straße entlang. Die Polen kamen uns entgegen. Die Frau hatte natürlich meine Puppe auf dem Arm. Ich zeigte auf die Puppe und sagte: „Das ist meine Puppe, die haben sie mir gestohlen.“ Der Russe sprach ganz laut mit den Polen, ich habe ja nichts verstanden. Auf einmal gab mir die Frau die Puppe zurück. Ich habe mich bei dem Russen bedankt, er hat gelächelt. Glücklicherweise bin ich mit meiner Puppe davon gesprungen.

Und wieder kam ein Sommer. Es zogen immer mehr Polen in das Dorf ein, die aus den besetzten russischen Gebieten umgesiedelt wurden. In der nächsten Stadt, Landsberg, wurden schon wieder Geschäfte eröffnet, leider nicht für Deutsche, denn wir besaßen ja kein polnisches Geld, uns blieb nur das Tauschgeschäft. Großmutter hatte noch eine schöne Tischdecke mit Spitzen gut versteckt gehalten. Die Tischdecke wurde für ein Stückchen Butter eingetauscht, auch ein Brot wurde durch Tausch erworben. Ich sehe heute noch das Stückchen Butter auf dem Teller liegen. Nach langer Zeit wieder mal ein richtiges Butterbrot. Auch Heidelbeeren, Johannisbeeren, andere Beeren sowie Pilze wurden jetzt wieder gesammelt und den Polen zum Tausch angeboten.

Großmutter hatte sich von dem Gewehrkolbenschlag nicht mehr so richtig erholt. Sie war bettlägerig geblieben. Jeden Tag musste nun einer zu Hause bleiben, um nach der Großmutter zu sehen. Heute war ich an der Reihe. Großmutter war sehr unruhig, sie wollte immer aus dem Bett. Ich konnte sie nur mit Mühe im Bett halten. Dabei hat sie immer laut geschimpft, ich verstand kein Wort, bis sie zurückfiel und ganz still wurde. Ich hatte so eine Angst. Ich lief meiner Mutter, die vom Johannisbeerenpflücken kam, entgegen und rief: „Mama, Mama, ich glaube, Oma ist gestorben.“ Wir liefen alle zusammen in das Haus und Mama sagte: „Oma hat jetzt ihre Ruhe gefunden.“

Bald hatte es sich im Dorf herumgesprochen. So kamen alle, die noch im Dorf wohnten, um uns das Beileid auszusprechen, wobei sie sagten: „Wer weiß, ob sie noch einmal richtig gesund geworden wäre, es ist schon besser so.“ Oma wurde neben Opa begraben.

Dann kam die Nachricht, entweder nach Deutschland zu gehen oder die polnische Staatsangehörigkeit anzunehmen, um in Ostpreußen zu bleiben. Meine Mutter war mit einer von den Ersten, die gleich unterschrieb, um nach Deutschland zu kommen. Mutti hoffte ja noch immer, die zwei anderen Schwestern zu finden. Dann kam der Tag, an dem es hieß: „Es geht los.“ Mitnehmen durften wir nur, soviel wir tragen konnten. Es ging nun wieder in den Winter. Man nahm Decken, Kissen und die eingetauschten Esswaren mit. Das Einzige, was ich heute noch bedaure, es war kein Plätzchen frei für meine so umkämpfte Puppe. Ich musste sie leider zurücklassen.

Nun zogen wir los. Ein Pole hatte für das Gepäck einen Wagen zur Verfügung gestellt. Die Frauen sangen: „Nun ade, du mein lieb Heimatland“, denn jeder wusste nun, dass man die Heimat nie wieder sehen würde.

Es ging nun in ein Lager in Heilsberg. Hier wurden die Flüchtlinge von ganz Ostpreußen gesammelt. Es dauerte wieder eine Weile, bis es weiter ging. Ich weiß es bis heute nicht, was es damals in dem Lager war, waren es die Nerven oder das ganze Geschehen? Ich ging jede Nacht durch das Lager. Es war eine große Halle, in der Stroh ausgebreitet war und jeder sein Plätzchen hatte. Ich bin nachts über und auf die Leute gestiegen, ich habe sie schimpfen gehört, bin trotzdem weiter. Wenn ich dann draußen an die frische Luft kam, wurde ich wieder munter. Bald wussten die Leute, dass ich jede Nacht wanderte und ließen mich vorbeiziehen. Wenn ich dann draußen ankam, habe ich immer geweint, ich konnte nicht begreifen, aus welchem Grund. Mama hat mich draußen schon immer erwartet.

Nach Wochen ging es weiter, wieder alles packen, zusammenschnüren und fertig machen zum Abmarsch. Es ging mit russischer Bewachung zum Bahnhof. Dort angekommen standen lauter Güterwagen bereit. In den Waggons war alles mit Stroh ausgelegt. In jedem Waggon stand in der Mitte ein kleiner, verrosteter runder Eisenofen, daneben ein paar Scheite Holz. Hier wurden wir eingeladen, voll bis hinten hin, so, wie man früher das Vieh verladen hatte.

Der Zug war nun beladen, es konnte losgehen.

Von 4 Leuten musste der Ofen gehalten werden, denn es lief die Gefahr, dass der Ofen umstürzte, was dann auch in manchen Waggons geschah. Aber keiner kümmerte sich darum, was aus den brennenden Waggons wurde.

Unterweg hielt der Zug ein- bis zweimal am Tag an, damit man seine Bedürfnisse unter Bewachung erledigen konnte. Jetzt ging es ans Schlafen. Die Kinder durften sich alle hinlegen, nur für die Erwachsenen war nicht viel Platz zum Schlafen vorhanden. Sie schliefen in zwei Schichten, weil der Waggon zu voll war. Die eine Hälfte schlief vor Mitternacht und die andere Hälfte nach Mitternacht.

Bevor die „Reise“ losging, bekam jede Person einen Laib Brot mit auf den Weg. Man hat es sorgfältig eingeteilt, man wusste ja nicht, wie lange die Reise ging. Der Zug ratterte und stöhnte. Wenn es in die Kurven ging, wurden wir von einer Seite zur anderen geschleudert. Der kleine Ofen wackelte. So manches Mal haben wir aufgeschrien, weil wir dachten, jetzt kippt der Ofen um. So ging es nun tagelang.

Es kam der 16. und 18. 12. 1947. Am 16.12. hatte mein Bruder Wolfgang Geburtstag, er wurde 11 Jahre alt, und am 18.12. war mein Geburtstag. Morgens weckte mich meine Mutter. „Ich gratuliere dir zum Geburtstag, mein Mädels, und hoffe, dass du den nächsten Geburtstag etwas besser erleben wirst.“ Sie weinte. Ich tröstete sie und sagte: „Liebe Mama, sei nicht traurig, es wird bestimmt wieder alles besser.“ Dann überreichte sie mir eine Rolle Drops. Die Rolle Drops hatte sie, noch bevor wir weggefahren waren, bei den Polen eingetauscht. Ich war das glücklichste Kind auf der Welt mit meiner Rolle Drops.

Die Fahrt ging nun immer weiter. Doch plötzlich fuhr der Zug wieder rückwärts, hielt an, fuhr dann wieder vorwärts. So fuhr der Zug immer vorwärts und rückwärts. Jeder fragte sich, was das wohl zu bedeuten hätte, denn die Grenze konnte doch nicht mehr weit sein. Bis einer erfuhr, dass die an der Grenze uns nicht nach Deutschland hinein lassen wollten. Wir waren wieder der Kälte und dem Hunger ausgesetzt, denn der Vorrat an Esswaren war längst aufgebraucht.

Eines Morgens, als wir erwachten, sagte Mutti. „Kinder, es geht weiter, sie haben uns über die Grenze gelassen, jetzt sind wir schon in Deutschland.“ Aber traurig schaute sie uns an, denn in ein paar Tagen war Weihnachten. Am Heilig Abend hielt der Zug in einer Stadt Hier hieß es: „Endstation. Alle Mann raus aus den Waggons, euer Ziel ist Torgau.“ Uns wurde vorher gesagt, dass der Zug nach Bayern gehen sollte. Nun war unser Erstaunen groß, dass die Endstation Torgau in Sachsen war. Es ging nun zu Fuß weiter. Wir kamen wieder in ein Lager. Das Lager war früher eine Kaserne gewesen. Als wir das Lager erreichten, wünschte man uns „Frohe Weihnachten!“ Zu Essen bekam jeder eine Pellkartoffel, die wir gleich mitsamt der Schale verspeisten.

In jeden Raum kamen drei oder mehrere Familien. Am nächsten Tag mussten wir alle antreten zur Entlausung. In dem Raum, den wir zugewiesen bekamen, stand ein Kachelofen. Das bedeutete: Wärme.

Wally und Joachim wurden schwer krank und Mutti wusste nicht, was sie hatten. Sie wollte es auch nicht melden. Denn man hatte gehört, alle, die in das Krankenhaus kamen, kamen nicht mehr zurück, nur der Totenschein wurde gebracht. Verständlicherweise hatte Mutti Angst um die Beiden.

Die Kaserne war mit einem Stacheldraht umzäunt, es durfte keiner die Kaserne verlassen. Nachts wurden Wachen aufgestellt, sodass keiner vom Gelände nach draußen kam. Doch am 1. Neujahrstag stand das Tor offen. So beschlossen mein Bruder und ich, einfach mal in die Stadt zu gehen und vielleicht etwas Essbares zu erbetteln. Wir dachten nämlich, was Wally und Joachim vielleicht fehlen würde, wäre nur mal etwas Richtiges zu essen. Wir beide zogen los. Uns war es egal, ob uns jemand sah oder nicht. Über die Brücke kamen wir dann in die Stadt. Wir wussten aber nicht, wie wir es anfangen sollten.

So standen wir vielleicht etwas verloren herum, als uns eine Frau ansprach: „Wo kommt ihr her?“ fragte sie. Wir antworteten, „aus dem Lager hinter der Brücke.“ Die Frau sagte nun: „na, kommt mal mit.“ Sie wohnte in einer kleinen Wohnung und war ganz alleine. „Setzt euch und zieht eure Mäntel aus.“ Wir taten dieses. Sie ging in die Küche und kam mit warmer Milch zurück. Auf einem Tablett hatte sie noch selbstgebackenen Kuchen und kleines Gebäck. Dann zündete sie die Kerzen auf dem Weihnachtsbaum an und setzte sich zu uns. Wir konnten mit einem Kloß im Hals bald gar nichts essen Wir erzählten nun der Frau, dass wir noch zwei kleinere Geschwister hätten, die sehr krank wären, wir eigentlich nur deshalb gekommen wären, um den Beiden etwas zu essen mitzubringen.

Die Frau packte uns eine ganze Tüte mit Gebäck ein und gab uns noch eine große Tüte mit Erbsen. Gegen Abend verabschiedeten wir uns, bedankten uns bei der Frau für die schönen Sachen. Was war das für ein Gefühl, mit vollen Händen zurück zu kommen. Wir haben geweint und gelacht. Jetzt hieß es bloß, schnell wieder in das Lager zu kommen.

Als wir nun bepackt ankamen, haben wir Wally und Joachim gleich etwas zu essen gegeben. Die Erbsen wurden in einen Kochgeschirrdeckel geschüttet und in den Kachelofen geschoben zum Garen. Dieser Vorrat ging aber auch einmal zu Ende.

Ich weiß nicht, ob noch andere versucht hatten, durch das Tor zu gehen. Nach Neujahr wurde das Tor geschlossen und die Wachen wurden verstärkt. Unser Wolfgang versuchte es trotzdem. Er buddelte sich unter dem Zaun ein Loch, kroch durch und kam jedes Mal mit etwas Brot oder sonstigem zurück. Wally und Joachim erholten sich langsamer.

Das Lageressen reichte aber nicht, denn wir waren ja durch all das, was wir mitgemacht hatten, vollkommen ausgehungert.

Nun wollte ich es auch einmal versuchen. Auf dem Gang, auf dem wir lagen, war noch ein Mädchen in meinem Alter. Wir Zwei verabredeten uns, am nächsten Tag, morgens, als es noch dunkel war, auch einmal etwas zu essen zu ergattern. Wir buddelten uns ein Loch unter dem Zaun durch. Wir beide sind weit gelaufen und durften ja auch erst am Abend, wenn es dunkel wurde, wieder zurückkommen. So liefen wir ein ganzes Stück landeinwärts. Wir kamen an eine Gärtnerei. Hier fragten wir, ob wir etwas zu essen bekommen könnten. Die Frau fragte uns, wo wir herkämen. Wir sagten, aus dem Lager bei Torgau. Sie gab uns zu essen und wir durften uns auch in der warmen Stube bis zum Abend bei ihr aufhalten.

Als wir losgingen, gab sie jedem von uns Mädchen noch ein halbes Brot mit. Wir beide waren vielleicht glücklich. Nun konnten wir es kaum abwarten, bis es dunkel wurde, um das halbe Brot zu unseren Müttern und Geschwistern zu bringen. Es wurde dunkel und wir fanden unser gebuddeltes Loch wieder. Als wir nun durchkrochen, kamen die deutschen Wachposten und schnappten uns. Sie nahmen uns mit auf die Wache. Zuerst nahmen sie uns das Brot ab. Dann stellten sie den Namen fest. So saßen wir nun dort und hatten Angst, was wohl geschehen würde. Nach einer ganzen Zeit ging die Tür auf und unsere Mütter kamen herein.

Im Moment waren wir beide froh, dass unsere Mütter da waren. Aber die Männer, die auf der Wache saßen, schriegen meine Mutter an, ob sie nicht wüsste, dass man das Lager nicht verlassen durfte. Als Strafe wollten sie uns die Essensmarken entziehen. Meine Mutter sprach: „Nur das nicht, den Kindern das Essen wegnehmen.“ So wurde dann entschieden, dass sie 8 Tage Strafarbeiten machen musste. Das Brot war nun für uns verloren, gesehen haben wir es nie wieder. Aber Mama meinte: „Ist egal, wir werden schon durchkommen“ Unsere Taten wurden trotzdem belohnt, Wally und Joachim erholten sich wieder.

Irgendwann Ende Januar hieß es dann: „Ihr bleibt in Sachsen und werdet auf die Städte und Dörfer verteilt.“ Wir packten jetzt wieder, um weiter zu reisen. Was würde uns jetzt wieder erwarten? Würden wir jetzt eine neue Heimat finden? Wir wussten ja nicht, was noch vor uns lag. Es ging zum Bahnhof, aber dieses Mal fuhren wir mit einem richtigen Zug und keinem Viehwaggon. Unterwegs mussten wir noch einmal umsteigen. Dann hielt der Zug, es war schon dunkel, in einem kleinen Dorf. Hier stand ein Pferdewagen bereit, der uns und unser Gepäck auflud. Zwei Dörfer weiter hielt der Pferdewagen vor einem Gasthaus. Die erste Nacht verlebten wir in der Gaststube in diesem Ort. Der Ort hieß Groß Schkorlopp.

Am nächsten Tag brachte uns der Bürgermeister dahin, wo wir nun wohnen sollten. Es lag ungefähr 1,5 km vom Ort entfernt, eine ganz allein stehende Gärtnerei. Hier lebte nur ein alter Mann. Als wir dort hinkamen, stellten wir mit Schrecken fest, es gab keinen Strom und das Wasser in der Pumpe war eingefroren. An Möbeln war nur das Nötigste vorhanden. Hier sollten wir nun leben und das mitten im kalten Winter. Wasser mussten wir jeden Tag aus dem Dorf holen. Wally und Joachim waren immer noch nicht so richtig gesund. Aber der Hunger war groß. Wolfgang und ich gingen auch hier wieder in den umliegenden Dörfern bei den Bauern betteln. Manche gaben etwas, aber viele jagten uns auch fort wie ein paar Aussätzige. Mutti meldete uns in der Schule an, auch bekam sie jetzt pro Kind 15 DM und Lebensmittelkarten. Mutti schrieb nun gleich an den Suchdienst in Berlin. Es dauerte lange, bis die Antwort kam, dass von Onkel Emils Familie und unseren beiden Geschwistern keine Nachricht oder Anzeige vorlag.

Dann hörte Mutti, dass es noch einen Suchdienst in Hamburg geben sollte. So schrieb sie nun gleich an den Suchdienst in Hamburg.

In der Schule hatten wir es auch nicht leicht, denn wir waren ja nur Flüchtlinge. Nur eine Bauerntochter namens Christa aus Schkorlopp hatte etwas für mich übrig. Sie brachte mir jeden Tag ein Stück belegtes Brot mit. Sie gab es mir immer heimlich, damit es die anderen nicht merken sollten. Das habe ich ihr bis heute noch nicht vergessen.

Das Geld, das Mutti für uns Kinder bekam, reichte ja nicht, um uns satt zu kriegen. So musste Mutti bei den Bauern im Dorf arbeiten gehen. Wir Kinder waren jetzt viel alleine. Dann kam die Nachricht aus Hamburg. Doris und Sigrid leben – in Rheinsberg, bei Berlin. Wie sind wir vor Freude um die Mutti herum gesprungen. Diese Freude kann man gar nicht mit Worten beschreiben. Mutti wollte nun gleich los, um Sigrid und Doris zu holen. Das Geld war aber sehr knapp. Mutti sagte: „Wir werden es schon zusammen bekommen.“ Wir sagten: „Nimm ruhig das Geld, wir werden schon etwas zu essen finden.“

Im Dorf war eine Molkerei, in der wir jeden Tag pro Kind einen halben Liter Magermilch bekamen. In dieser Milch hatten wir von Mama gelernt, alles zu kochen, was man so fand. Es gab mal Sauerampfer, mal Brennnesseln in Milch oder Wasser gekocht. Man konnte schon bald sagen, was das Vieh fraß, konnten wir auch essen.

Einmal stand da viel Melde rum, ich dachte, die könnte man ja auch mal kochen. Ich tat es und Wolfgang schmeckte es am besten. In dieser Nacht wurden wir wach und sahen, dass der Wolfgang kreidebleich war. Er krümmte sich und lallte nur immer: „Ich habe Bauchweh.“ Ich wusste vor Schreck nicht, was ich machen sollte, Mutti war ja nicht da. Wen sollten wir fragen, was in diesem Fall zu tun wäre. Ich dachte nur: „Mein Gott, wenn jetzt der Wolfgang stirbt, bin ich daran schuld.“ Ich betete laut: „Lieber Gott, lass den Wolfgang am Leben.“

Dann fiel mir ein, dass Mutti mal gesagt hatte, wenn man brechen kann, würde es besser werden. Die beiden kleineren Geschwister und ich brachten Wolfgang zum Brechen. Er wurde ruhiger. Am nächsten Morgen bin ich schnell in das Dorf gelaufen, um einen Arzt zu holen. Der Arzt kam und stellte bei ihm eine Vergiftung fest. Wally und Joachim schickte ich an diesem Morgen in die Schule und ich blieb bei Wolfgang. Der Arzt hatte ihm eine Medizin verschrieben, sodass Wolfgang rechtzeitig gesund wurde, bis Mama mit Doris und Sigrid nach Hause kamen.

Erst wollten wir der Mutti nichts davon erzählen, aber Wally konnte ihr kleines Mäulchen nicht halten. Sie sagte: „Mutti, Mutti, der Wolfgang war sehr krank.“ Wir erzählten ihr nun, was passiert war. Wir hatten es ja mit Gottes Hilfe überstanden.

Mutti erzählte nun, wie es ihr ergangen war. Sie war nun nach Rheinsberg gekommen. Als erstes ist sie zu Sigrids Adresse hingegangen. Sie war bei einer Metzgermeister-Familie untergebracht. Als Sigrid nun Mutti in das Haus kommen sah, erzählte sie später, konnte sie es gar nicht glauben, dass wir noch lebten. Es war ja schon eine ganze Zeit vergangen, von Winter 1945 bis Sommer 1948.

Mutti erzählte nun weiter, wie sie und Sigrid zu Doris hingekommen sind und Sigrid zu ihr gesagt hatte: „Sieh mal, Doris, das ist jetzt unsere richtige Mutti.“ Doris hat Mutti angesehen und sie nicht mehr losgelassen. Sie sagte dann nur immer: „Mutti, du nimmst uns doch jetzt mit.“ Sigrid hatte auch viel zu erzählen, wie es ihr mit der kleinen Doris ergangen war.

Sigrid erzählte nun:

Als wir uns damals in dem Wald trennten, waren wir gleich am Haff. Auf dem Haff waren Kontrollen eingerichtet. Dadurch, dass Doris noch so klein war und es auf dem Eis nicht überlebt hätte, musste die ganze Familie von Onkel Emil und wir zwei mit dem Pferdewagen südlich vom Eis runter. Als wir dann in ein kleines Dorf kamen, war der Russe bereits da. Er jagte uns von dem Wagen weg und trieb uns immer vorwärts. Wir waren nicht in der Lage, meine kleine Schwester Doris vom Pferdewagen zu holen. Ich weinte bittere Tränen um Doris. Auch Jutta blieb durch das schnelle Vorwärtstreiben etwas zurück. Tante Lisbeth machte trotzdem einen Versuch und lief zurück, sie rief nur immer: „Ich muss die Marjell holen.“ In dem Moment schossen die Russen und Tante Lisbeth war auf der Stelle tot.

Wir wurden dann alle in einer Schule untergebracht. Onkel Emil war nicht mehr zu erkennen. Es kam mir bald so vor, als gab Onkel Emil uns Zwei die Schuld an Tante Lisbeths Tod. Die Russen wurden wieder zurückgeschlagen. Auf mein Bitten und Betteln ging Onkel Emil mit mir trotzdem mit zurück zum Wagen. Unterwegs sahen wir, dass die Wagen alle kaputt waren. Es sah aus, als ob Panzer darüber gefahren wären. Als wir in die Nähe von Onkel Emils Pferdewagen kamen, saß Doris zwischen den Scherben und spielte. Kein Mensch kann sagen, wie es passiert war, dass Doris noch am Leben war. Ich nahm meine kleine Schwester auf den Arm, Onkel Emil und ich gingen zurück zu Klaus und Jutta.

Von hier aus wurden wir mit Lastwagen weitergefahren. In Pommern holte uns der Russe ein. Hier kamen wir in ein Lager. Ich hatte bei Onkel Emil keine schöne Zeit. Wenn etwas an dem zugeteilten Essen fehlte oder Klaus und Jutta hatten etwas angestellt, bekam immer ich die Schuld.

Von hier aus ging es weiter nach Berlin. Hier ließ uns Onkel Emil ganz im Stich. Er gab uns einfach in einem Kinderheim ab und hat sich auch nicht mehr nach uns zwei erkundigt, was aus uns geworden ist. In dem Kinderheim gab es auch nicht viel zu essen, wie bei Onkel Emil. Es war auch überfüllt, sodass Familien gesucht wurden, die Kinder aufnehmen. Uns nahm eine Frau auf, die zu wenig Platz hatte und uns zu wenig zum essen gab, sodass die Behörden durch Anraten der Nachbarn uns wieder wegholten. Weil wir beide so ausgehungert und abgemagert waren, schickte man uns beide zur Erholung an die Ostsee in ein Kinderheim. Nach ein paar Wochen kamen wir wieder erholt zurück nach Berlin.

Dann kam die Zeit, in der Familien kamen, um Kinder aus dem Heim zu holen oder sie zu adoptieren. Doris war ja noch klein, die wollten viele Familien, aber dazu eine große Schwester, das war zuviel. Ich hätte nur die Zustimmung gegeben, wenn ich auch in demselben Dorf oder Stadt aufgenommen worden wäre. Es klappte. Es kamen zwei Familien aus Rheinsberg bei Berlin. Die Familie, wo Doris hinkam, hatte ihre Söhne alle im Krieg verloren, Doris hatte es hier gut getroffen. Die Leute waren schon älter, aber gut zu Doris.

Ich hatte es nicht so gut getroffen. Mich hatte eine Metzger-Familie aufgenommen. Ich hatte zu essen, auch ein Bett zum Schlafen, musste dafür auch viel und schwer arbeiten. Doris durfte ich dann ab und zu besuchen gehen. Aber die zwei älteren Leutchen wollten Doris adoptieren. Ich habe dieses so lange wie möglich hinausgezogen, aber jedes Mal, wenn ich hinkam, sagten sie: „Sieh mal, Sigrid, Doris hat es doch gut bei uns, so lass uns doch die Adoption einreichen.“ So ließ ich mich dann erweichen und gab meine Zustimmung. Die älteren Leutchen machten die Papiere fertig und reichten sie bei den Behörden ein. Aber es kam anders und noch zur rechten Zeit stand Mutti in der Tür.

Nun waren wieder alle zusammen, außer unserem Vater, der noch immer vermisst war. Doris sagte immer, obwohl sie noch so klein war und es noch nicht so richtig verstand: „Ich habe eine Berliner Mutti, eine Rheinsberger Mutti und eine richtige Mutti.“

Um der Doris eine Freude zu machen, brachte Wolfgang eines Tages einen kleinen schwarz-weiß-gefleckten Mischlingshund aus dem Nachbardorf mit. Mutti sprach aber: „Junge, wir haben selber nichts zu essen und dann noch einen Hund durchfüttern, das geht nicht.“ Wir haben so lange gebettelt, bis Mutti uns den Hund ließ. „Na gut,“ sagte sie, „wo so viele Mäuler zu stopfen sind, kommt es jetzt auf so ein kleines Mäulchen auch nicht mehr an.“ Wir taufte den Hund auf den Namen „Nixe“. Wir Kinder hatten so viel Freude an dem kleinen Kerl. Alles wollten wir für ihn tun, wenn er nur bei uns bleiben durfte.

Als der Sommer kam, gingen wir auf den abgeernteten Feldern Ähren lesen, haben die Roggen-, Weizen- und Gersteähren ausgeklopft und konnten uns so für die Körner in den Bäckereien dafür Brot eintauschen. Als der Herbst dann kam, gingen wir Kartoffeln stoppeln, um für den Winter einen Vorrat zum essen zu haben. Mutti brachte sogar Futterrüben vom Bauern mit, die wir gerieben, dann gekocht gegessen haben. Der Bauer fragte sie, was sie mit den Futterrüben wollte, sie antwortete. „Für meine Kinder zum essen.“

Nun stand wieder ein Winter vor der Tür und die Weihnachten kamen näher. Aber diese Weihnachten waren wir alle zusammen. Nur von unserem Vater hatten wir immer noch keine Nachricht.

Im Winter kamen nun die Russen und schossen auf den Feldern die wild rum laufenden Hasen. Den Deutschen war es verboten, Fallen aufzustellen oder die Hasen auf eine andere Art zu fangen. Wer es doch tat, musste mit einer Strafe rechnen. Kurz vor Weihnachten kamen nun auch wieder die Russen, um Hasen zu schießen. Unsere Nixe streunte draußen gerne herum, sie hatte ja genug Platz um das Haus. Zwei Tage vor Weihnachten brachte unsere Nixe einen geschossenen Hasen an, schleppte ihn die Treppe hoch bis in das Zimmer. Sie blieb vor dem Hasen sitzen. Wir Kinder wollten ihr den Hasen abnehmen, aber sie ließ uns nicht an den Hasen ran. Wir stellten ihr nun eine Kerze hin, weil es ja schon dunkel wurde, bis Mutti kam. Als Mutti nun kam, durfte sie ihr den Hasen abnehmen. Das war ein Weihnachten, sogar einen Hasenbraten.

Nun fragte Mama, was wir uns eigentlich zu Weihnachten wünschten. Es durften ja auch keine großen Wünsche sein. Mein Wunsch war mit 13 Jahren eine kleine Puppe. Dann kam der Heilig Abend. Wir großen Kinder, kann man nun schon sagen, haben uns auf dieses Fest so sehr gefreut. Uns kam es wie eine Ewigkeit vor, dass wir alle zusammen Weihnachten feiern konnten. Als Mutti nun das Zimmer aufmachte, lag unter dem Tannenbaum eine kleine Puppe. Wie war meine Freude groß.

Am ersten Feiertag gab es nun den Hasenbraten, das ganze Haus roch danach. Wir konnten es gar nicht abwarten, bis Mutti mit dem Hasenbraten fertig war. Es war ein köstlicher Schmaus. Aber nach den Feiertagen musste Mutti zum Bürgermeister nach Schkorlopp, weil der alte Mann, bei dem wir wohnten, uns angezeigt hatte, wir würden Fallen stellen. Denn er hatte ja den Hasenbraten gerochen. Aber Mutti erzählte dem Bürgermeister, dass unser Hund, die Nixe, uns den Hasen angeschleppt hatte, und dass man den kleinen Kerl jetzt dafür nicht bestrafen könnte. Unsere Nixe war für uns alle eine große Freude.

Es wurde wieder Frühling und wärmer. Wir Kinder mussten ja bei jedem Wetter in die Schule und Mutti ging nun wieder zu den Bauern im Dorf arbeiten. Da war unsere kleine Doris oft ganz alleine zu Hause. Als wir eines Tages aus der Schule nach Hause kamen, war keine Doris mehr da. Wir haben gerufen und gesucht, haben Angst gehabt, ihr könnte etwas passiert sein. Nur unsere Nixe saß vor ihrer Hundehütte und bellte. Nun sahen wir in die Hundehütte rein, da lag unsere Doris und schlief. Wir holten sie raus, dann sagte sie: „Ich hatte doch solche Angst, da bin ich zu der Nixe gegangen, die hat auf mich aufgepasst und mich gewärmt.“ Wir waren sehr froh, dass ihr nichts passiert war.

Nach und nach ging es uns nun schon besser. Mutti ging natürlich immer noch zu den Bauern arbeiten. Wolfgang ging nach der Schule zu einem Bauern im Nachbardorf helfen. Dort bekam er zu essen, musste dafür auch schwer arbeiten. Abends kam er dann nach Hause. Ich ging jeden Tag nach der Schule zu einer Schmiedemeisterfamilie, die auch noch Landwirtschaft nebenbei hatte, auf zwei kleine Buben aufpassen. So hatte ich nun auch mein Auskommen, sogar eingekleidet haben mich diese Leute. Es waren jetzt nicht mehr so viele Esser zu Hause. Abends, wenn ich meinen Heimweg antrat, gaben die Leute mir manchmal noch etwas zu essen für meine Geschwister mit.

Dann wurde die Gärtnerei verkauft. Der neue Besitzer brauchte die Räume, in denen wir wohnten, für sich selber. Wir bekamen jetzt eine Stube und eine Küche bei einem Bauer in Schkorlopp zugewiesen. Hier waren es noch engere Verhältnisse als in der Gärtnerei. Das eine haben wir Kinder nur bedauert, wir mussten unsere Nixe hergeben. Sie nahm der Bauer, bei dem der Wolfgang gearbeitet hat, im Nachbardorf, der sie leider an die Kette legte. Das war unser Hund nicht gewöhnt, denn bei uns hatte die Nixe ja freien Auslauf gehabt. Der Bauer, bei dem wir wohnten, duldet keine Hunde.

Eines Nachts raschelten Ketten, wir hatten vielleicht eine Angst. Als Mutti doch aufstand, um zu sehen, was draußen los war und die Tür aufmachte, kam unsere Nixe, die sich mitsamt der Kette losgerissen hatte, rein. Wir haben uns so darüber gefreut, dass sie uns gefunden hatte. Aber bleiben durfte sie nicht. Wir mussten sie leider wieder zurückbringen.

In dieser kleinen Wohnung lebten wir viele Jahre, wo Einer nach dem Anderen erwachsen wurde. Wir gingen einer nach dem Anderen in die Lehre. Dann bekamen wir wieder eine andere Wohnung, in demselben Ort. Hier war etwas mehr Raum für die ganze Familie, aber trotzdem noch für uns nun schon erwachsene Kinder zu klein. Sigrid beschloss nun als Erste, in den Westen zu gehen. Sie ging 1954. 1956 fuhr ich zu meiner Schwester Sigrid in den Westen auf Besuch und blieb bei ihr. Sigrid heiratete dann im August 1958 einen Amerikaner und folgte ihrem Mann im Oktober 1958 nach Amerika. Pfingsten 1959 stand mein Bruder Joachim in der Tür. Er war ganz überraschend gekommen. Ich habe mich darüber sehr gefreut, denn jetzt war ich nun wieder nicht mehr so alleine. Mutti und Doris wagten dann den Sprung vor Weihnachten 1959. Nur Wally und Wolfgang haben es nicht mehr geschafft, in den Westen zu kommen. Sie leben heute noch mit ihren Familien in der DDR.

Mutti bekam vom Wohnungsamt in Gerhardsbrunn in der Pfalz eine Wohnung zugewiesen. In dieser Wohnung lebten Mutti und ich mit meinen Kindern viele Jahre zusammen.

1960 wanderte mein Bruder Joachim nach Australien aus, weil er das Klima hier nicht vertragen. Der Arzt hatte ihm geraten, in ein wärmeres Land zu ziehen. Doris gründete ihren eigenen Hausstand und Mutti blieb bei mir und den Kindern. Ich hatte dadurch, dass Mutti bei mir lebte, den Vorteil, meine Geschwister alle schon einmal wieder zu sehen.

Doris lebt in der Nähe, wo kein Hindernis bestand, uns gegenseitig zu besuchen. Bei Wally in Rostock und Wolfgang in Lützen bei Leipzig waren Mutti und ich schon mehrmals auf Besuch hingefahren, mal Mutti, mal ich, des Öfteren auch zusammen. Mit Sigrid gab es das erste Wiedersehen in Italien, wo ihr Mann durch die Armee hinversetzt worden war. Später war sie noch einmal mit ihren Kindern zu Besuch.

Als nun Joachim, der ja jetzt mit seiner Familie in Neuseeland lebte, seinen Besuch 1972 anmeldete, hätten wir gerne die ganze Familie einmal zusammen gehabt. Mit Einverständnis des Standesamtes ließen wir unsere Schwester Doris das zweite Mal heiraten. Es klappte aber nicht. Sigrid konnte nicht kommen und Wolfgang bekam kein Visum. Nur Wally aus Rostock durfte das erste Mal kommen.

Dann kauften wir uns ein kleines Häuschen in Miesau in der Pfalz und zogen dort hin. In Miesau kam mein Bruder Jochim mit der ganzen Familie auf Urlaub. Nur die Mauer hinderte daran, ein Wiedersehen mit der ganzen Familie zu haben. Aber es sollte doch noch einmal geschehen. Nach fünfundzwanzig Jahren, 1983, wurde unsere Mutter 80 Jahre alt. Wir beide hatten nun viel zu tun, um all die Geschwister, die zugesagt hatten, unterzubringen.

Zuerst kam mein Bruder Joachim aus dem fernen Neuseeland. Er war so aufgeregt und konnte die Tage nicht abwarten, bis er seinen Bruder Wolfgang nach 25 Jahren wieder sehen würde. Als nächste kam nun Sigrid mit ihrer Tochter Sheila. Sigrid konnte es auch nicht fassen, dass wir noch alle einmal zusammen kommen sollten. Ihr liefen bei dem Wiedersehen die Tränen.

Noch einen Tag später kam nun Doris alleine, ihre Kinder waren in einem Ferienlager an der Ostsee. Wally und Wolfgang kamen morgens, einen Tag vor Muttis Geburtstag, in Kaiserslautern am Bahnhof an. Natürlich fuhren Sigrid und Joachim mit dem Auto von meinem Sohn Bodo nach Kaiserslautern, um Wally und Wolfgang abzuholen. Es konnte nicht früh genug losgehen, so aufgeregt waren die beiden.

Sigrid hatte ja Wally und Wolfgang schon seit 25 Jahren nicht gesehen, war aber trotzdem der Meinung, Wally sofort zu erkennen. Sie fuhren nun los. Mein Sohn Bodo ließ Sigrid und Joachim alleine auf den Bahnsteig gehen. Sigrid lief aber vor lauter Aufregung an ihrer Schwester vorbei. Trotz dieses Missgeschicks war die Wiedersehensfreude ganz groß. Nun kamen sie freudestrahlend an. Den ganzen Tag hatte nun jeder viel zu erzählen.

Mutti war natürlich der Mittelpunkt, denn sie hatte ja nach so langer Zeit ihre 6 Kinder wieder einmal beisammen. Es kam die Nacht vom 19. zum 20. August, wo Muttis Geburtstag um 24 Uhr begann. Wir wollten nur aufbleiben, um Mutti zu gratulieren, aber es kam ganz anders. Bodo holte noch Musik herbei und wir fingen alle an zu tanzen. Wir waren so fröhlich und konnten in dieser Nacht kein Ende vom Feiern finden, dachten nur, irgendwann war die Zeit stehen geblieben und wir waren alle noch so jung wie damals, als wir uns getrennt hatten. Keiner konnte sich vorstellen, dass so eine lange Zeit dazwischen lag.

Dieses Wiedersehen war für mich der Anlass, unsere Geschichte einmal aufzuschreiben. Es hat mir sehr viel Freude bereitet und ich hoffe, dass jeder von uns, der die Zeilen liest, sich an diese Zeit erinnert.